

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Band: 11 (1951-1952)
Heft: 2

Artikel: Die Schweizer Dichter und die Tiere
Autor: Schmid, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hängen im Tierleben oder mit Fragen der Praxis; zu empfehlen sind u. a. Dr. Emanuel Riggenschach, «Natur- und Tierschutz in Unterricht und Erziehung»; Carl Stemmler, «Haltung von Tieren»; die Zeitschrift «Unsere Tiere» mit sehr gediegenem Bildmaterial; die Zeitschrift «Du», die oft tierfreundliche wissenschaftliche Artikel und Bilder bringt; der «Tierfreund», das Organ des Schweizerischen Tierschutzverbandes.

Ein Hinweis auf die Tierschutzorganisationen, die ja in der Schweiz allein über 40 000 erwachsene Mitglieder zählen, kann dem Schüler das Rückgrat stärken und ihn für später auf Hilfsmöglichkeiten aufmerksam machen. Er weiß dann, daß er nicht allein steht mit seinen Ansichten.

Zur Gesinnung, dem Helferwillen und zum «fachlichen» Wissen endlich muß sich der Wille gesellen. Dazu gehört die Überwindung der oft den guten Absichten im Wege stehenden Hemmnisse äußerer und innerer Art, die Überwindung von Spott und Anzüglichkeiten, die Überwindung eigenen Widerstrebens, des Ekels usw. Der Wille, nicht bloß das Wort allein, hilft schließlich. redet, handelt, überwindet. Tierschutz heißt nicht: «Wissen, was man tun sollte!» sondern tun! Fromm schwärmen ist bekanntlich leichter als gut handeln!

Die Dreieheit Gesinnung — Wissen — Willen muß zur Tat führen. Die Schule muß sich bemühen, diese drei im einzelnen zu entwickeln und zum Ring zu schmieden. Dem Kind und dem Tier zuliebe.

«Die Jugend muß für den Tierschutz gewonnen werden. Sie soll Achtung bekommen vor der Heiligkeit alles Lebens, Mitleid fühlen für die Schmerzen und Leiden der Mitgeschöpfe. Nur in einer Welt, wo Mensch und Tier eine harmonische Gemeinschaft bilden, wo Rechte und Pflichten gegenseitig abgegrenzt sind und auch beachtet werden, ist das Leben lebenswert und menschenwürdig. Tierschutz ist Kampf gegen die Verfinsterung der Seele, den Massenmenschen und gegen die sportliche Seelenlosigkeit. Liebe zum Mitgeschöpf ist erstes und letztes Gebot jedes Tierschützers.»

Die Schweizer Dichter und die Tiere

von Martin Schmid, Chur

Leider komme ich nicht ohne kurzes Vorwort aus. Deutlich muß nämlich gesagt sein, daß es sich in den folgenden Ausführungen nicht darum handeln kann, möglichst alle Stellen aus den Werken unserer (deutschsprachigen) Schweizer Dichter zu botanisieren, die von Tieren handeln. Die Auswahl schon wird zeigen, wie liebevoll sich die Schweizer Dichter zu den Tieren nieder neigten als zu Geschöpfen Gottes, zu Kameraden und Freunden, ja, zu Brüdern im Leid.

Keineswegs soll sodann unser Thema sagen, die Schweizer Dichter seien menschlicher, tiefer, seelenvoller als ihre Kollegen im Ausland, ihre Tierschilderungen daher schöner und ergreifender. Wer konnte nicht den charaktervollen «Krambambuli» der Ebner-Eschenbach! Er ist in die Lesebücher der Oberschulen eingegangen und packt immer wieder neue Klassen durch seine Treue und sein dramatisches Ende. Oder «Die Spitzin»! Die kinderlose Frau hat viel warme Mutterliebe in diese Erzählungen verströmt. Und dann Franz Werfels



Cliché Eigentum des SBN

Rauchschwalben

«Verwundeter Storch», eine Nänie, ein Klagelied voll Klage und Anklage, unvergleichlich in der Kunst, eine ganze Welt von afrikanischer Ferne und Pharaonenglanz heraufzurufen.

«War jemals dieser Trauer eine gleich?
Und starrte je ein Wesen so wie dieser Sohn
Ägyptens, Fürst am Pharaonen-Thron?
Wie dieser Storch, der abwärtshalsend starrt
Unwegsam in die fremde Gegenwart,
In rosa Fiebernebel, wo er sah
Der Isis Feuer und den Rauch des Ptah!»

Daneben Rilkes «Panther», der hinter Gitterstäben sich im engen Kreise müde läuft und in mitleidloser Gefangenschaft verdämmert. Vielleicht denkt nun der Leser auch an Hans Carossas stolze Gefangene, an die «Katze», die dem Dichter, ein Feierabendbote, die Pfote auf den emsigen Stift legt, zu neuem Besinnen mahnend. Vielleicht träumt sie:

«Selig in großem Verzichte
Welten entgegen zu gehn,
Wandelnd in einem Lichte,
Das wir beide nicht sehn?»

Aber auch unser ist also der Verzicht, und wir bleiben im Kreis der neuern (deutschsprachigen) Schweizer Literatur.

In der massiv-stolz gefügten, christlichen Welt des Pfarrers von Lützelflüh steht das Tier natürlich unter dem Schutz des Dekalogs; die Stellung des Erzählers ist gesund unsentimental, vielleicht darf man sagen, gesund bäuerlich. Im «Dürrluft» hungern die struppigen Rinder; auf den guten Bauernhöfen aber haben sie ihren Sonn- und Ruhetag, Futter die Fülle und glänzen wohlgepflegt von der Stirne bis zum Huf.

Gottfried Keller führt die Tiere mit pietätvoller Liebe ein. In seinem Zyklus «Lebendig begraben» schaut die Eidechse vom Zweig auf den Träumer herab:

«Nie hab ich mehr solch guten Blick gesehn
Und so lebendig ruhig, fein und glühend;
Hellgrün war sie, ich sah den Odem gehn
In zarter Brust, blaß wie ein Röschen blühend;»

Dann läßt sich das zierliche Wesen vom Zweige herab und biegt sich, ein schimmerndes Geschmeide, dem Liegenden um den Hals, als schönsten Schmuck, den er im Leben je getragen. Oder man denke an die Schilderung der schönen Schlange im Sinngedicht, an den Steinbock im Apotheker von Chamounix, der fein und schlank auf hoher Klippe steht; «Wie ein Traum von hohen Zinnen / Sah er lauschend in die Tiefen». An Eduard Mörike rühmt Keller vor allem seine Tierliebe. Mörike war 1875 gestorben; in mehreren Briefen kommt der Zürcher auf ihn mit Lob zu sprechen. In einem Briefe Kellers an Hermann Fischer, vom 25. Juli 1881, heißt es: «Dieser Tage hat mich wieder eine seiner Spezialschönheiten entzückt, die einzige Art, wie er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt poetisch gestaltet hat in dem Märchen ‚Der Bauer und sein Sohn‘. Wie der Engel den müden Hansel auf die Weide führt und ihm die Beulen mit zarter Hand glatt streicht, die Worte: ‚Dem wackern Hansel geht’s noch gut‘

usw., alles dies ist geradezu herzerhebend, eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossalwerke nicht wirksamer auftritt.» Vielleicht hätte Mörike, hätte ihn Kellers Lob noch erreicht, und wäre ihm Kellers Lyrik ganz bekannt gewesen, dem Zürcher Kollegen gesagt: «Ich weiß eines Ihrer Gedichte, das ich ebenfalls um solcher Spezialschönheiten willen bewundere, «Die kleine Passion». Goldener Septemberhauch weht dem Dichter ein Mücklein aufs aufgeschlagene «dichterliche» Buch, ein hellgrünes, zierliches Wesen mit Äuglein wie goldnes Erz, das auf dem poetischen Blatt sein langsames Sterben erduldet und endlich am siebenten Tage auf dem Wörtlein «will» aushaucht. Ein Gedicht der Klage und «poetischen Gerechtigkeit». Nicht auch der leisen Anklage?

Und Conrad Ferdinand Meyer? In seiner ergreifenden Erzählung «Die Leiden eines Knaben», ist es nicht ein in Samt und Seide stolzierender Kavalier, nicht eine gebildete Hofdame, nicht ein geistlicher Lehrer und Priester, dem der seelisch verwundete Knabe sein Leid, seine Einsamkeit und Verlorenheit klagt, sondern der Pudel des wunderlichen Malers Mouton. Ach, dieser Hund ist früh jämmerlich verendet, aber in den Phantasien des kranken Knaben lebt er; dem Sterbenden springt er am Bett hoch. Ich finde es rührend und tief, wie hier der Dichter die rätselhafte Verbundenheit des verschlossenen Jünglings mit dem stummen Tier trifft. Aber Meyer ist kein Ankläger. Mögen sich (in Angela Borgia) die Jünger mit Ekel und Schmähungen vom Aase, das an der Straße, vor dem Tore der Stadt, liegt, abwenden, der Heiland bleibt vor dem toten Hunde stehn, das einzige, was daran rein geblieben, bewundernd: «O seht, wie blendend weiß seine Zähne sind!»

Josef Victor Widmann aber ist Ankläger. Seine Liebe zu den Tieren, seine Freundschaft zu seinem Hündchen, das ihn auf vielen Spaziergängen begleitet, ist bekannt. «Kinder und Tiere waren ihm nötiger als hochgebildete Gespräche.» So sagt sein Freund Spitteler und berichtet, daß er sich Widmann, auch den alten, schwerhörigen, nicht gut ohne ein Hünchen und seine Schar Kinder vorstellen könne. Aus seiner Tierdichtung aber spricht nicht nur diese Liebe, nicht nur die Augenfreude an Form und Tiergestalt, es klagt daraus der Weltschmerz. Ihn entrüstet «die grausame Gemeinheit des Stoffwechselgesetzes, das die einen und noch dazu nahe verwandte Kreaturen zur Nahrung der andern bestimmt.» Spricht das nicht gegen einen gütigen, christlichen Gott, gegen eine lobenswerte Einrichtung der Welt? Da aber Widmann die Schönheit dieser Welt mit vollen Zügen trank, reimten sich bei ihm Herz und Weltenschmerz nicht; sie lagen im Widerstreit miteinander. Diesen Widerstreit suchte er nun freilich zunächst in einer Komödie zu lösen, in der «Maikäferkomödie». Sie gilt Widmanns Kennern als seine eigentliche Herzensdichtung, die sein Wesen widerspiegle, die aber großen Mißverständnissen ausgesetzt gewesen sei. Jakob Baechtold und Fritz Marti regten sich darüber auf. Lassen wir das. Die Tierdichtung verwandter Art beschäftigte ihn noch einmal und gewaltiger. Die Vision zum «Heiligen und die Tiere» scheint ihm an einem Septembertag 1903 mit der Gewalt religiöser Offenbarung vor die Seele getreten zu sein. Das in der Maikäferkomödie Gesagte sollte wiederholt werden, aber «in einem höhern Tone, vornehmer, reicher, eindrucksmächtiger und unvergeßlicher». «Atheistisches Christentum» sollte diese Dichtung lehren.

Buddha erkennt, so die Handlung, daß Leiden, Schmerz, Not auf Erden regieren und kein liebender Gott die Gesicke steuert. Grenzenloses Mitleid

mit Mensch und Tier ergreift den Prinzen Buddha; der Heilige, Salomonis Ring in den Händen, versteht die Sprache der Tiere und damit ihre Not und Qual bis auf den Grund. «Der Heilige und die Tiere» ist ein Hohelied der Tierliebe, des Erbarmens mit allem, was da lebt. Gewiß gehören Liebe zum Tier und Mitleid mit dem Tier zum geistigen Wellengang der Epoche; man denke an Darwins Lehre, im Tier den unerlösten Bruder des Menschen zu erkennen, oder an Schopenhauers «Mysterium der Ethik». Aber Widmann war eben doch seinem ganzen Wesen nach in besonderer Weise Sänger des Mitleids und Erbarmens mit den Tieren. Lebt nicht große Entsakungskraft und buddhistische Seele in den Worten, die sein Erlöser als Lehre von den Tieren empfängt, «sich selber treu sein und unschuldig bluten».

Von Carl Spitteler wäre ähnliches zu sagen, soweit es sich um sein Verhältnis zu den Tieren handelt. Sein Pessimismus war noch unerbittlicher; er hätte, nach seinem eigenen Wort, gewünscht, daß der Heilige am Schluß von den Tieren aufgeessen worden wäre.

Ist nicht ein Strahl von des heiligen Franziscus Liebe in Widmanns Verhältnis zu den Tieren? In Heinrich Federer kehrt sie wieder, von katholischer Frömmigkeit getragen. Der sterbende Papst Innocenz muß in schweren Kissen warten und dulden, bis der Poverello, der reiche Habenichts, einer Spinne das Netz geflickt, das er ihr, durch den Garten des reichen Baglioni in lustigen Holzschuhen klappernd, unachtsam zerstörte.

Bei Jakob Boßhart, dem herbern und kühlern Erzähler, kann der Knecht Domini wegen einer geblendeten Schwalbe nicht Ruhe finden.

Von Albert Steffens Verhältnis zu den Tieren ist mir wenig in Erinnerung geblieben, nichts, das an seine geheimnistiefen, ganz innerlichen Baum-Gedichte heranreichte. Die Tierwelt ist hier eine Stufe in der mystischen, dem Wissenden schaubaren Entwicklung zur letzten Vollendung. Wir sitzen vor Rudolf Steiners Lehrstuhl.

Ich erwähne von Karl Stamm, dem allzufrüh dahingegangenen Zürcher Dichter ein seltsam ergreifendes Gedicht «Der Hund». Es steht in dem 1919 erschienenen Gedichtbändchen «Aufbruch des Herzens» und ist ein Dokument jenes nach dem ersten Weltkrieg hervorstürzenden Expressionismus. Der Dichter glaubt das dumpfe Tier restlos zu verstehen. Es legt ihm die Pfoten auf die Knie, voller Zärtlichkeit, sucht Laut, lächelt, legt ihm sein Gesicht an die Wange —

«... Was dämmert her? O schwerer Schattenfall.

Ich stürze tief in mich zurück, erwache jäh.

.... Du bellst!»

Mir will scheinen, der Dichter Stamm, einer der bedeutendsten Schweizer Lyriker, nehme hier Erlebnisse und Erkenntnisse der neuesten Tierpsychologie voraus, wonach der Hund mit uns nie in eine «voll adäquate Beziehung gelangen kann». Aber seine Treue ist nicht kleiner und muß nicht die menschlichen, komplizierten Anfechtungen teilen. Sie kommt uns ganz und ungetrübt zu.

Wir haben bereits Buddhas Mantel gestreift und wollen nun deutlicher sagen, daß viel buddhistisches Denken in den Zeitgeist der Epoche floß, die wir zu umspannen versuchen. Bei Adolf Attenhofer, um in den nächsten Kreis einzubiegen, wird das ganz deutlich. In den viel zu wenig beachteten «Bergeller

Stimmungen» sieht der Dichter «den großen Östlichen» auf hoher Felszinne, und vom dunklen Marmorberg hernieder spricht in die Nacht das ewige Wort: «Sarva mangalam», d. i. Heil allem, das da atmet. So schämt sich der Dichter denn auch des Schlangenmordes, wie man sich nur einer Sünde schämen kann. Eine Viper hat ihn beim Beerenessen an blockbesäter Halde erschreckt: «Plötzlich geschah ein stilles Leben zu meinen Füßen. Ein mattes Gelb, in fein exaktester Ordnung schachbrettartig bedeckt von schwarzen Punkten, glitt zwischen meinen Schuhen hindurch, und ein zierlich dreieckiges Köpfchen suchte einem runden, schlanken Schlangenleibe voran.» Schreck und Zorn faßt den Wanderer, und er tötet die Viper, um nachher tief traurig heimzukehren. Am andern Tag dann liest er mit seinen beiden Schülern die Geschichte von dem Mönch, den eine Schlange gebissen, so daß er an ihrem Gifte starb. Der Meister aber kündet von der Schuld des Getöteten, der es unterlassen habe, auch die Schlange mit dem Geist der Liebe zu durchdringen. Denn «Feuer, Gift und Schwert tun dem nichts an, der Liebe hegt.» Und die Skizze «*Vipera cisalpina*» schließt so: «Und fern mahnt der Führer, keinem Wesen ein Leid anzutun, weder denen, die stark sind, noch denen, die in der Welt zittern.»

Auch Attenhofer hat seine Katze besungen wie Carossa, und der Vergleich beider Gedichte wäre reizvoll. In seines schnurrenden Gefährten Auge versenkt er die Menschennot, wenn rohes Menschentum ihn geschlagen. Das noch ungedruckte Gedicht auf Pengju, den Neufundländer des Dichters, ist mir leider nicht erreichbar.

Aber, könnten nun «robuste Naturen» fragen, ist das alles nicht übertriebene Sentimentalität, kränkliche Empfindsamkeit, lächerliche Schauspielerei? Ist nicht der Dichter ein Degenerationsprodukt, unpraktisch und unfähig für alle nützliche Arbeit in der Welt, verwandt mit Kranken und Irren, ein «zur Ausschweifung geneigter und in jedem Betracht anrühiger Scharlatan, der von der Gesellschaft nichts anderes sollte zu gewärtigen haben als stille Verachtung?» Solche Theorien möchte ich nicht teilen, selbst wenn sie von Thomas Mann bekräftigt werden. Sollten sie aus den «bessern Kreisen» ins einfache Volk dringen und die Achtung vor dem Dichter noch weiter sinken, so daß er in der Tat mit seiner Menschennot vor das Tier flüchten müßte, dann würden die letzten Reste der Kultur zerfallen und zerstäuben. Es sind ja immer die großen Dichter, die eine neue Welt aufbauen, die als Priester, Seher und Sänger das Große künden, die am tiefsten leiden, am einsamsten leben und mit ihrer Liebe die verlorenste Kreatur umfassen.

So treten sie denn auch ganz selbstverständlich für den Tierschutz ein. Tierschutz ist für sie, wie jüngst in einem Aufsatz Hermann Hiltbrunner ausgeführt, ein Teil der Humanität, ein Ausdruck jener Liebe, die alles umfaßt, was da atmet, jenes Erbarmens, das nicht Hoch und Niedrig kennt, jener Demut, die auch in der stummen Kreatur dem Schöpfer begegnet. Vielleicht darf in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß ein Forscher wie etwa Adolf Portmann, bei Betrachtung und Beobachtung der Tiergestalt und ihrer Entwicklung, durch die «Tiergeschichte» also, zur Ahnung vom Aufbruch eines neuen Weltbildes gekommen ist.

Darum, faßt alles nur zusammen, steht das Tier so häufig im Werk des Dichters und wird auch in Zukunft darin stehen, um so schöner und über-

wältigender, je tiefer und größer der Dichter ist. Und siehe, die Schnecke ist nicht geringer als der Panther, der Sperling nicht weniger schön als der Adler.

Was gilt's, du kennst, lieber Leser, Walter Muschgs «Leben der Vögel» nicht, ich meine das Oratorium mit seinem Vorspiel, seinen Wechselgesängen. Arien, Chören, ein Schöpfungsmorgen mit jubelndem Flügelrauschen durch blaue Unendlichkeit!

«Die erste Stimme:

Was weiß der Kormoran im Fischerboot,
Wenn er den Jangtse aufwärts fährt
Und tauchend, dienend seinen Herrn ernährt?
Ich und sein Brot
Sind eins.

Zweite Stimme:

Was singen Lerchen, wenn sie Erdensicht
Tauschen an Äthers Blau,
Stumm sinken aus dem Himmel in den Tau?
Wir und das Licht
Sind eins.»

Darf ich noch eine Jugenderzählung Traugott Vogels nennen, den «Menschenvogel». Darin begegnen wir dem Schnabler, dem unseligen Menschenkind, das beide gerne hat, Tiere und Menschen, und dessen Tod denn auch von den Raubvögeln gerächt wird.

Nicht weiter. Aufzählungen ermüden und jagen Bilder vorüber, eins nach dem andern, als machten wir schlechten Kino. Halten wir lieber ein. Still, dort steht ein Dichter, diesmal ist es Albin Zollinger, im stillen Weinberg staunend vor einem niedlichen Schneckenhaus, versunken in das Wunder, das sich im Kleinsten offenbart, entzückt von der Schönheit, die nicht blasser als «der gelbe Marmor einer Aphrodite»:

Uns strahlt im Abdruck noch von Gottes Händen
Die Lust der Schönheit wie mit Heimat an.

Zur Psychologie unserer Haustiere

von Prof. Dr. E. Seiferle, Zürich

Haustiere sind heute nicht mehr diejenigen, die sie einst waren. Alle — meist ist es schon Tausende von Jahren her — führten sie einmal das selbständige Leben von Wildtieren, die dem Menschen und seiner Welt ebenso scheu aus dem Wege gingen, wie dies ihre Verwandten auch jetzt noch tun. Gestaltlich haben sie sich weit vom Erscheinungsbild ihrer Ahnen entfernt, psychisch sind sie ihnen einerseits verblüffend treu geblieben, andererseits aber auch etwas völlig Neues geworden.

Leider ist dieser Umstand den wenigsten Menschen, die sich mit der Haltung und Pflege von Haustieren beruflich oder aus Liebhaberei abgeben, mit der wünschbaren Klarheit bewußt. Meist ist es vielmehr so, daß man sich über die